

**ALI
MAHLODJI**



**UND
WAS
MACHST
DU SO?**

**VOM FLÜCHTLING UND SCHULABBRECHER
ZUM INTERNATIONALEN UNTERNEHMER**

Econ

VOM GRÜNDER VON
whatcha do

**ALI
MAHLODJI**

**UND
WAS
MACHST
DU SO?**

**VOM FLÜCHTLING UND SCHULABBRECHER
ZUM INTERNATIONALEN UNTERNEHMER**

Econ

*Auf Whatchado zeigen wir tausende von Lebensgeschichten –
ich werde immer wieder nach meiner gefragt. Hier ist sie.*

Gewidmet ...

*... all den ungehörten Geschichten, die es zu erzählen gilt. All den
unverstandenen Genies, deren Fesseln darauf warten, gesprengt zu
werden. All den Unangepassten, die kein Fehler im System sind.*

*All den Visionären, deren einzige Realität ihre Phantasie ist.
All den Menschen, denen Freundschaft und Zuneigung wichtiger
sind als ein Leben voller Ruhm und Geld. All denjenigen, deren
Puzzlestück nur scheinbar nirgends passt.*

Ihr macht die Welt zu dem bunten Haufen, der sie ist.

Inhalt

VORWORT PROLOG

MEINE GESCHICHTE

1. NUR NOCH SCHNELL DIE WELT RETTEN

23 | Flucht

Wie ich einen Soldaten um den Finger wickelte

29 | Der beste Ratschlag der Welt

Warum ich über vierzig Jobs ausprobierte

40 | Superheld in spe

Weshalb Stottern meine größte Stärke wurde

45 | Ein Kindheitstraum

Wie ich auf die Idee kam, die Welt zu retten

50 | Willkommen in der Statistik

Warum manchmal etwas zerbrechen muss, bevor etwas Neues entsteht

2. RESTART

57 | Der schlimmste Job der Welt

Und wie gerade er mich dazu brachte, groß zu träumen

63 | Neugierde

Warum ich mich unsterblich in eine Firma verliebte

77 | 150 Bewerbungen später

Ein echter Fan lässt niemals locker

89 | Social Impact

Was sich durch einen Bücherschrank verändern lässt

94 | Konzern Zombie

Mein Einstieg ins Topmanagement

3. BREAKDOWN

101 | Welt retten vs. Konzern

Mein Kindheitstraum wird auf eine harte Probe gestellt

111 | Der Anruf

Warum es für wichtige Dinge kein »Später« gibt

120 | Leere

Eine Depression ist kein Schnupfen

128 | Killing whatchado

Wie ich mir schwor, whatchado zu begraben

4. EINE ZWEITE CHANCE

131 | Der Lehrling

Wie ich wieder ganz unten begann

137 | Der Lehrer

Der härteste und beste Job meines Lebens

141 | Alles ergibt Sinn

Warum meine Fehler mich auf meine größte Aufgabe vorbereiteten

DIE GESCHICHTE VON WHATCHADO

1. WHATCHADO, EIN TRAUM

153 | Löse ein Problem

Warum eigentlich die Welt retten? Das whatchado-Konzept

160 | Vergiss Experten

Warum du immer der beste Experte bist

164 | Whatchado-Familie

Warum dein Team wichtiger ist als du selbst

174 | You only get one shot

Wie ein Bluff die Geburt von whatchado beschleunigte

185 | Plötzlich Unternehmer

Wie wir über Nacht Kunden und Investoren gewannen

192 | Loslassen

Wann du dich voll auf das Risiko einlassen musst

2. FIRST THINGS FIRST

196 | 6000 Lebensgeschichten

Wie wir sogar den Präsidenten für unsere Idee begeisterten

206 | Wie whatchado sich anfühlen soll

Warum Mitarbeiter wichtiger sind als Kunden

210 | Mitarbeiter, deine Helden

Warum manch einer den Chef im Büro vergeblich suchte

221 | Kunden, die wahre Liebesgeschichte

Wie wir alles für unsere Kunden tun und uns dabei selber treu bleiben

230 | In der Höhle der Löwen

Wie wir ohne Pitch die renommiertesten Investoren an Land zogen

236 | Und wo ist der Haken?

Warum Vertrauen die wichtigste Zutat jeder Partnerschaft ist

3. KEEP IT SIMPLE, STUPID

240 | Der Kuss

Weshalb simpel zu denken die Königsklasse ist

242 | Rauf auf die Bühne, sonst sieht dich keiner

Warum wir uns zu Idioten machen müssen, um aufzufallen

249 | Disruptives Denken

Wie man den Großen ans Bein pinkelt

253 | Die erste Million

Das Gefühl, in der Champions League mitzuspielen

257 | Small is beautiful

Wachstum um des Wachstums willen ist dein Grab

4. GIVING BACK

262 | One for One

Gesellschaftliche Verantwortung als Basis jedes Tuns

265 | Gesellschaftliche Veränderung

Was mir als EU-Jugendbotschafter wichtig ist

268 | WhatchaSKOOL, die Revolution in Schulen

Warum Schulabbrecher die beste Berufsorientierung bieten

278 | Refugee-Storys

Den »Fremden« eine Stimme geben

5. MACH DICH ERSETZBAR

282 | Coaching-Zone

Warum auch der beste Chef nicht alles wissen muss

284 | Ein zweites Mal loslassen

Wie ich drei Jahre daran arbeitete, mich ersetzbar zu machen

291 | Alles hängt zusammen

Warum Zufälle der einzig wahre rote Faden sind

UND WAS MACHST DU SO? – DIE SIEBEN WHATCHADO-FRAGEN

DANK

Vorwort

»Vom Tellerwäscher zum Millionär«, so lautet der Ausspruch, der zum Leitsatz der Aufsteiger des vergangenen Jahrhunderts geworden ist. Von ganz unten nach ganz oben. Das war nicht nur Henry Ford's Erfolgsgeschichte. Das war auch die Verwirklichung des *American Dream*: Jeder hat die Chance, sich auf Kosten anderer durchzusetzen, Macht und Einfluss zu erlangen und natürlich Geld, sehr viel Geld anzuhäufen.

Die Welt ist nicht so geblieben, wie sie damals war. Doch in den Köpfen sehr vieler Menschen vollzieht sich dieser Wandel erheblich langsamer. Ihre aus dem letzten Jahrhundert stammenden Vorstellungen scheinen dort oben, in ihren Gehirnen, regelrecht einzementiert. »Ausländer sind gefährlich«, »Muslime wollen die Welt beherrschen«, meinen manche. Andere glauben, dass sie ihre Kinder antreiben müssen, damit sie es zu etwas bringen, und halten all jene für Versager, die weder ein Abiturzeugnis noch einen akademischen Abschluss vorweisen. Manchen kommt sogar die Haltung »Yes, we can« so suspekt vor, dass sie lieber einen Anführer wählen, der vorgibt, alles für sie regeln zu können. Es mag sein, dass diese Personen mit ihren fest im Hirn verankerten Überzeugungen noch eine Zeitlang in der Lage sind, Einfluss auf das zu nehmen, was in der Welt geschieht. Aber die Richtung, in die sich unsere Welt verändern

wird, bestimmen sie nicht. Denn für die zukünftige Welt brauchen wir andere Ideen und andere Ansätze als jene aus dem letzten Jahrhundert. Und damit sich diese neuen Vorstellungen ausbreiten und eine Wirkung entfalten können, brauchen wir Beispiele dafür, dass es geht und wie es geht. Nicht in der Theorie, sondern in der Praxis.

Dieses Buch von Ali Mahlodji ist solch ein leuchtendes Beispiel. Ali erfüllte alle Vorurteile: Flüchtling, Schulabbrecher, schwer erziehbar mit einer ADHS-Diagnose, an ein Studium war für ihn nicht zu denken, und einen »richtigen« Beruf hatte er auch nicht erlernt. Aber er beschreibt in diesem Buch, was alles geht: Er hat ein Unternehmen gegründet, das inzwischen international aufgestellt ist. Es hilft jungen Menschen, ihre Talente und Begabungen zu entdecken und sich damit auf eine sie erfüllende Weise einzubringen. Aber seine Geschichte »Vom Flüchtling und Schulabbrecher zum internationalen Unternehmer« ist völlig anders als die von Henry Ford. Ali Mahlodji hat nicht andere als Objekte für die Durchsetzung seiner eigenen Ziele und Interessen benutzt. Mit seinem Unternehmen *what-chado* (abgeleitet von »*What do you do?*«) bietet er jungen Menschen Gelegenheit, ihren Weg zu einem sinnerfüllten Leben oder wenigstens zu einem für sie passenden Job zu finden.

Wie er das geschafft hat, beschreibt er in diesem Buch. Weshalb ihm das gelungen ist, steht hier eher zwischen den Zeilen. Es hat viel mit den Schubladen zu tun, in die er vor allem als Schüler gesteckt worden ist, mit den Vorurteilen, die ihm als Flüchtling entgegengebracht wurden. Manche verzweifeln daran und steigen aus. Er hat den anderen Weg gewählt und ist eingestiegen. Seine wahrscheinlich schon während der Kindheit gewachsene Überzeugung, dass jeder Mensch wertvoll ist und Potentiale in sich trägt, die es zu entfalten gilt, hat er sich nicht rauben lassen. Sie wurde für ihn zum entscheidenden Motiv und verlieh ihm die Kraft, sich dafür einzusetzen, dass junge

Menschen, denen es oft ähnlich gegangen war wie ihm selbst, endlich Mut fassen, sich aus ihren Objektrollen zu befreien und die Gestaltung ihres Lebens wieder in die eigenen Hände zu nehmen.

Begegnet bin ich Ali Mahlodji erst vor ein paar Jahren, als sich die von ihm gegründete Berufsorientierungsplattform schon zu einem sehr erfolgreichen Unternehmen entwickelt hatte. Er gehört nicht zu denen, die sich auf dem einmal Erreichten ausruhen. Er wollte weiter und suchte nach Möglichkeiten, um Heranwachsende nicht erst nach dem Schulabschluss, sondern bereits während ihrer Schulzeit zu ermutigen, an sich selbst zu glauben und ihren Traum von einem selbstbestimmten Leben zu verwirklichen. Ich habe gemerkt, dass es ihm damit ernst war, und vielleicht konnte ich ihm als Mentor auch den einen oder anderen hilfreichen Hinweis geben. Aber umgesetzt hat er dieses Vorhaben aus eigener Kraft und mit einem starken Team. WatchaSKOOL heißt die dafür aufgebaute Initiative. Etwa 50 000 Schüler aus ganz Europa hat er mit seinem Team im letzten Jahr in ihren Schulen besucht. Ali Mahlodji ist inzwischen zum Jugendbotschafter und Anwalt der Jugend der EU ernannt worden und hilft nun auch europaweit im Rahmen von Lehrerfortbildungen, seinen Ansatz zur Wiedererweckung der Lernlust und der Gestaltungsfreude von Schülerinnen und Schülern an das pädagogische Fachpersonal weiterzugeben.

Ich bin froh, dass Ali Mahlodji als »Expert Fellow« inzwischen zu einem wichtigen Mitglied der Akademie für Potentialentfaltung geworden ist. Aber noch glücklicher macht es mich, dass er nun endlich dieses Buch geschrieben hat und seine Erfahrungen an Sie, als Leserinnen und Leser, weitergibt.

Denn voneinander lernen und miteinander gestalten heißt das neue Leitbild für das 21. Jahrhundert. Ali Mahlodji zeigt in seinem Buch, wie das künftig deutlich besser als bisher gelingen

kann und dass es dabei auf etwas ganz anderes ankommt als auf das, was Henry Ford vor hundert Jahren noch für maßgeblich hielt.

Göttingen, im Juni 2017

Gerald Hüther

Prolog

Als mein Zug im Wiener Westbahnhof stehenblieb, sah ich die Menschenmassen auf den Bahnsteigen. Ich trat hinaus und hörte überall laute und hektische Stimmen in Sprachen, die ich nicht verstand. Was war hier los? Über dem ganzen Bahnhof lag eine angespannte Atmosphäre, und in den Augen der Menschen sah ich eine Mischung aus Neugierde und Angst.

Ich kam gerade aus Tirol vom Europäischen Forum Alpbach, bei dem ich eingeladen war, um mit dem jetzigen Bundeskanzler Christian Kern über Start-ups und das Potential von Umbrüchen in Europa zu sprechen. Nach einer anstrengenden Rückreise freute ich mich, dass meine Freundin Anna mich am Gleis abholte. Wir waren gerade mal ein Jahr zusammen, und ich war glücklich, sie wiederzusehen.

Während sie mir entgegenkam, erkannte ich auf ihrem Gesicht einen Ausdruck von Sorge und Traurigkeit. Mein erster Gedanke war: »Oh Gott, was ist passiert? Hoffentlich macht sie nicht Schluss mit mir.« Anders konnte ich mir nicht erklären, warum sie mit Tränen in den Augen auf mich wartete. Doch in derselben Sekunde wurde mir durch die kollektive Stimmung am Bahnhof bewusst, dass es etwas anderes sein musste. Hier geschah etwas, das alle Menschen beschäftigte.

Am 3. September 2015 war der Westbahnhof in Wien voll.

Voller Menschen, die schon vor Wochen vor der untragbaren Situation in Syrien geflohen waren und nun mit letzter Kraft als Flüchtlinge Österreich erreichten. Anna war am Bahnhof drei jungen Männern begegnet, die ihr erzählt hatten, dass sie bereits vor Wochen aus Syrien geflohen waren. Viel konnten sie in ihrem Zustand nicht sagen. Sie waren erschöpft, ihre Augen sprachen Bände. In Wien angekommen, hatten sie keinen Cent mehr in den Taschen und nur noch eine Flasche Wasser. Anna gab ihnen ihr letztes Geld und begleitete sie zum Notfallsstand der Caritas, die am Bahnhof wochenlang half, dass die ankommenden Flüchtlinge versorgt wurden. Von Lebensmitteln und Schlafplätzen bis hin zu Fahrkarten für die Weiterreise kümmerte sich die Caritas um alles, was wichtig war. Da es die Möglichkeit gab, der Caritas vor Ort Geld zu spenden, das direkt für die Versorgung der Flüchtlinge eingesetzt wurde, hoben Anna und ich insgesamt 600 Euro vom Geldautomaten ab – mehr ließ unser Tageslimit nicht zu. Als wir das Geld spendeten, waren wir den Caritas-Mitarbeitern sehr dankbar dafür, dass sie den Menschen, die ankamen, ein Gefühl von Sicherheit vermittelten.

Die Bereitschaft der Menschen zu helfen war in diesen Tagen überwältigend. Sie hat mich auch deshalb sehr berührt, weil ich selbst mit meinen Eltern als Flüchtling nach Österreich gekommen bin. Ich wünschte, meine Eltern hätten bei ihrer Ankunft eine solche Willkommenskultur erlebt.

Nach der Flucht meiner Familie aus dem Iran bin ich in Österreich in Sicherheit und Freiheit aufgewachsen. Doch wie viele andere Jugendliche fühlte ich mich orientierungslos, und ein Ausländer zu sein, der stottert, war kein Vorteil.

Trotzdem wollte ich wissen, wie man seinen eigenen Weg geht. Dabei half mir die Inspiration, die ich in den Geschichten anderer Menschen fand, wenn sie mir von ihrem Leben und ihrem Werdegang erzählten. Als Kind wünschte ich mir deshalb ein Handbuch mit Lebensgeschichten. Ein Buch, in dem Men-

schen aus der ganzen Welt erzählen sollten, wer sie waren und wie sie ihren Weg gegangen sind. Es sollte ein Ort der Inspiration und Orientierung sein, für all diejenigen, die nicht wussten, wie ihre Zukunft aussieht.

Einen Schulabbruch und vierzig Jobs später wurde daraus whatchado, eine Webseite, die monatlich über eine Million Menschen erreicht und ihnen hilft, ihren Berufsweg zu finden. Tausende Menschen aus der ganzen Welt erzählen auf dieser Videoplattform ihre Lebensgeschichte. Heute beschäftigt whatchado über fünfzig Mitarbeiter aus über zehn Nationen, die zwanzig Sprachen sprechen. Mit der whatchaSKOOL-Initiative besuchen wir jährlich über 50 000 Schüler und Schülerinnen und geben Inspiration, wo oft nur Angst vor der Zukunft herrscht.

Wir möchten Schüler motivieren, von denen gesagt wird, dass sie nicht lernen wollen oder können. In den vergangenen Jahren habe ich nicht einen Schüler gesehen, der nicht wollte. Was ich aber oft sah, waren junge Menschen, die das Gefühl hatten, nicht gut genug zu sein. Ich sprach mit vielen Jugendlichen, die dachten, sie müssten repariert werden, weil mit ihnen etwas nicht stimmt – weil sie nicht so funktionierten wie der Rest. Diesen jungen Menschen möchten wir Mut machen und ihnen neue Perspektiven zeigen.

Als Kind war ich ein Fehler im System. Jetzt bin ich genau das, was der Arbeitsmarkt braucht. Das gilt für alle Schüler, wenn man ihr Potential nur sieht und fördert. Und das gilt insbesondere auch für diejenigen Menschen, die nach ihrer Flucht in Europa angekommen sind. Ein Flüchtling ist perfekt für den Arbeitsmarkt. Wenn man Vorstände oder Arbeitsforscher fragt, was der Arbeitsmarkt aktuell braucht, dann sind das Menschen, die sich auf unterschiedliche Kulturen einlassen können und die mehrsprachig und flexibel sind. Ein Flüchtling, der sich integriert, spricht mehrere Sprachen, kann mit verschiedenen Kulturen umgehen und besitzt die Flexibilität, sich auf neue

Situationen einzulassen. Deswegen – und aus Gründen der Menschlichkeit – muss man diesen Menschen Orientierung und Chancen geben. Wenn wir das schaffen – dann retten wir zwar nicht die ganze Welt – aber die Welt dieses einen Menschen.

MEINE GESCHICHTE

1. NUR NOCH SCHNELL DIE WELT RETTEN

Flucht

Wie ich einen Soldaten um den Finger wickelte

Ich war zwei Jahre alt, als meine Eltern Hals über Kopf aus Teheran, meiner Geburtsstadt, fliehen mussten. 48 Stunden zuvor hatten sie an einer Demonstration gegen das Khomeini-Regime teilgenommen, das seit der islamischen Revolution 1979 im Iran herrschte. Das Khomeini-Regime versetzte das Land Stück für Stück zurück in die islamische Steinzeit und missbrauchte den Islam als Mittel der Unterdrückung. Demonstrationen waren deshalb an der Tagesordnung, immer mehr Menschen gingen auf die Straßen, um gegen die Praktiken des Regimes zu protestieren.

Meine Eltern lebten – wie viele ihrer Generation – als welt-offene und liberale Menschen und sahen die Demonstrationen als einen friedlichen Weg, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. Auch an jenem Tag im Jahr 1983 wollten sie ein Zeichen gegen das diktatorische Regime setzen, von dem sie in ihrer Freiheit eingeschränkt wurden. Dass dieses Zeichen der Auslöser für unsere lange Flucht sein würde, hatten sie im Leben nicht er-

wartet. Denn als Reaktion auf den Widerstand fing die Regierung an, Kritiker in ausufernden Verhaftungswellen aus dem Weg zu räumen.

Wir fuhren nach Nordwesten Richtung Türkei, als wir an einer Straßenkontrolle bei Täbris von Soldaten aufgehalten wurden. Sie suchten nach Dissidenten. Meine Eltern gaben vor, auf dem Weg zu einer Hochzeit zu sein. Doch unter dem Schleier meiner Mutter lagen all unsere wichtigen Dokumente verborgen. Wenn die Soldaten die Reisepässe meiner Eltern dort entdeckten, würde sofort auffliegen, was wir vorhatten. Da im Zuge der damaligen Verhaftungswellen auch die Anzahl der Hinrichtungen im Iran stieg, war das Risiko groß, dass meine Eltern die Konsequenzen dieser Straßenkontrolle nicht lebend überstehen würden.

Unter den Soldaten befand sich keine Frau, weshalb meine Mutter nicht gleich einer Leibesvisitation unterzogen wurde. Die Männer wandten sich zuerst meinem Vater zu, der mich in seinen Armen trug. Er sollte seine Jacke, seinen Pullover und seine Schuhe ablegen. Deswegen bat er den Kommandanten der Truppe, mich zu halten. Meine Eltern haben es mir oft erzählt: Statt verängstigt zu weinen, fing ich schnurstracks an, mit dem Bart des Soldaten zu spielen. Er war jetzt mein »Onkel«. So nannte ich wohl zu jener Zeit jeden Erwachsenen, der einen Bart hatte. Meine Eltern waren schweißgebadet, weil sie damit rechneten, jede Sekunde aufzufliegen, doch ich hatte meinen Spaß.

Während mein Vater sich langsam seiner Sachen entledigte, begann auch der Oberkommandant lustige Gesichter für mich zu ziehen. Meine Eltern beobachteten überrascht, wie innerhalb weniger Minuten der zweite grimmig aussehende Soldat plötzlich zum nettesten »Onkel« wurde und es genoss, mit mir herumzualbern. Als er sah, dass meine Eltern sehr müde waren, befahl er seinen Kollegen, sich lieber um echte Grenzgänger zu

kümmern und so eine nette Familie mit so einem lieben Kind in Ruhe zu lassen: »Sie können weiterfahren. Genießen Sie die Hochzeit!« Mein Vater zog sich seine Sachen wieder an und nahm mich verduzt in die Arme, während meine Mutter schon in das Auto stieg. Hinter der nächsten Ecke hielten sie kurz an und atmeten tief durch. Von ihren Wangen flossen Tränen der Freude und Erleichterung. Vor wenigen Minuten noch waren wir drauf und dran gewesen, verhaftet zu werden, jetzt hatten wir ein zweites Leben geschenkt bekommen. Seit diesem Tag sagten mir meine Eltern immer wieder, dass ich ihr Leben rettete. Ich war damals zwar gerade mal zwei Jahre alt und habe nicht gewusst, was ich tat, doch es war das Richtige gewesen.

Mit der Hilfe von Schleppern – mein Vater hatte sie auf illegalem Wege aufgetrieben – schafften wir es in einer Nacht- und



1982 feiere ich meinen ersten Geburtstag mit meinen Eltern in Teheran.

Nebelaktion, die grüne Grenze zur Türkei zu erreichen. Nun standen meine Eltern in der Dunkelheit am Grenzübergang Nähe Urmai im west-aserbaidshianischen Teil des Iran. Sie hatten mich im Arm und vor sich eine Zukunft, die sie zunächst durch die Wälder und dann hoffentlich in die Türkei bringen würde. Meine Mutter blickte noch einmal auf die mondbeschienenen Hügel zurück. Es war an der Zeit, sich von der Heimat zu verabschieden. Kurz zuvor hatten uns die Schlepper unsere Dokumente abgenommen und versprochen, sie uns auf der anderen Seite wiederzugeben. Außer Hoffnung besaßen wir jetzt keine Währung mehr, die wir dem entgegenhalten konnten – unser ganzes Geld hatten sie ja schon.

Was danach auf meine Eltern zukam, davon hatten sie zwar gehört, konnten es sich aber nicht vorstellen. Schließlich waren beide in geordneten Verhältnissen aufgewachsen. Meine Mutter Mino Mirkhani war das Kind einer Lehrerin und eines Spitzenbeamten. Sie war die Älteste von vier Geschwistern, zwei weiteren Mädchen und einem Jungen, der wohl oder übel als jüngstes Kind unter der Herrschaft seiner Schwestern litt (zumindest erzählt mein Onkel das regelmäßig bei Familienfeiern). Kindheit und Jugend meiner Mutter standen unter dem Stern der liberalen Politik des Shah Pahlavi, und ihre Beine tanzten zur Musik der Beatles. Die Heimat meiner Eltern war im Vergleich zu den anderen Ländern der Region schon früh von westlichen Einflüssen geprägt, auch wenn das heutige Mullah-Regime alle Relikte dieser Zeit gerne verschwinden lassen würde. Ja, der Iran war mal richtig hip, und genau da lernte meine Mutter meinen Vater kennen. 1951 in der Stadt Kermanschah geboren, war Mohsen Mahlodji das zweitälteste von fünf Kindern eines Orthopäden und einer Hausfrau. Mein Vater war in vielerlei Hinsicht ganz anders als meine Mutter, und genau deshalb hatten mein Bruder und ich eine tolle Kindheit. Wir wurden von zwei inspirierenden

Menschen umsorgt, die uns tagtäglich neue Sichtweisen auf die Welt eröffneten.

Während meine Mutter Betriebswirtschaft studierte, zog es meinen Vater zum Studium der Mathematik und Computerwissenschaften. Meinen Eltern war die politische Lage ihres Landes immer wichtig, und so kam es, dass sich die beiden Studenten bei einer liberalen politischen Kundgebung kennenlernten. Ein Jahr später heirateten sie. Kurz darauf war ich bereits im Anmarsch. Meine Eltern wählten den Namen Ali – weil das der Name eines Heiligen ist, dem Schwiegersohn des Propheten Mohammed. Und auch, weil der Name meiner Mutter einfach gefiel. Und ja, meine Eltern gaben mir nur diesen einen Vornamen, auch wenn alle Menschen im Westen immer glauben, dass man mehr als einen haben müsste. Nur Ali, leicht zu merken und kurz genug, um auf jedes Nummernschild zu passen. Heute zudem verdächtig genug, um bei jeder Flugreise in die USA zum »zufälligen« Sicherheitscheck am Flughafen gerufen zu werden.

Auf unserer Flucht wurden wir von einem der Schlepper begleitet, der uns immer wieder anwies, ruhig zu sein und uns im Dickicht zu verstecken. Die Grenzen waren teilweise stark bewacht, und doch gab es immer wieder Waldstücke, wo man Chancen hatte, unbemerkt in die Türkei zu gelangen. Der Himmel und die Wälder strahlten eine trügerische Ruhe aus, die sich mit jedem Schatten im Wald in den Umriss einer Grenzpatrouille verwandeln konnte.

Aufgrund der Strapazen hatte ich eine starke Augeninfektion und große Schmerzen. Damit ich nicht laut wurde, gab man mir Valium. Schon damals bemerkten meine Eltern etwas, das mir die Ärzte viele Jahre später wieder attestierten: In akuten Stresssituationen zeigen Beruhigungsmittel bei mir manchmal keine Wirkung. Ich spürte die Angst meiner Eltern, und die daraus resultierende Abwehrreaktion meines Körpers verhin-



Auf der Flucht mit meinem Vater Mohsen an der Grenze zur Türkei.

derte die Wirkung des Valiums. Ich war wach, hellwach. Meine Eltern mussten mir regelmäßig den Mund zuhalten, damit wir nicht auffielen. Manchmal weinte ich vor Furcht – und manch-

mal lachte ich laut los, wenn der Sternenhimmel klar war und ich Sternschnuppen sah.

Während wir durch die Wälder unterwegs waren, hatten meine Tanten und Onkel alles Menschenmögliche in Bewegung gesetzt, um internationale Hilfsorganisationen auf unsere Flucht hinzuweisen. Wir waren nach dem geglückten Grenzübergang in der türkischen Provinz Hakari von Grenzschutzpolizisten angehalten und festgenommen worden. Man wollte prüfen, ob man uns zurückschicken sollte. Wir wurden mit vielen anderen Flüchtlingen in einem Haus untergebracht, das den Spitzenamen »Hotel Hakari« trug, obwohl es eher einer größeren Lagerhalle glich. Im gesamten Gebäude gab es nur eine Dusche, und es war den Menschen anzumerken, dass niemand freiwillig hier war. Von Tag zu Tag wuchs die Angst, da niemand wusste, wie es weitergehen sollte. Es kursierten immer wieder Gerüchte, dass demnächst die Registrierung der Flüchtlinge

beginnen würde, doch es vergingen Tage, und nichts passierte. Es waren Amnesty International, das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) und das Österreichische Innenministerium, die uns aus unserer Internierung befreiten und die Möglichkeit gaben, in Österreich um Asyl anzufragen. Das UNHCR brachte uns nach Istanbul, wo wir mit Unterstützung der anderen Hilfsorganisationen einige Tage unterkamen und dann mit dem Flugzeug nach Wien gebracht wurden.

Die ersten Wochen verbrachten wir in Traiskirchen, einem Flüchtlingsheim vor den Toren Wiens. Ich fragte meinen Vater oft, wie es dort gewesen war. An seinem Schweigen merkte ich, dass es sich wohl um eine der schmerzhaftesten Erinnerungen seines Lebens handelte. Zusammengepfercht mit fremden Menschen zu wohnen, die alle ihr Zuhause zurückgelassen haben und nun nicht wissen, wie es weitergeht, übersteigt wohl die Vorstellungskraft eines jeden Menschen, der wohlbehütet im Herzen einer Demokratie aufwächst.

Der beste Ratschlag der Welt

Warum ich über vierzig Jobs ausprobierte

Wenn wir geboren werden, sind wir ein Stück Hardware ohne Software. Wir können nicht gehen, nicht sprechen, nicht mal unseren Kopf selbst halten und brauchen jemanden, der uns füttert, wärmt und uns Dinge beibringt – kurz gesagt, dafür sorgt, dass wir überleben. Erst später folgt die Phase unseres Lebens, in der wir uns selbst durch andere Menschen kennenlernen. Im Alter von einem Jahr fangen wir an, uns selbst im Spiegel zu erkennen und zu verstehen, wen meine Eltern meinen, wenn sie hundert Mal am Tag »Ali« sagen.

Wenn wir auf die Welt kommen, haben wir absolut keine

Ahnung, was wir dürfen und was nicht – und was »normal« ist und was nicht. Erst durch die Interaktion mit anderen Menschen begreifen wir nach und nach, wie die Welt ist und wie sie in den Augen der Gesellschaft sein sollte.

Eine eindruckliche Lektion darin bekam ich auf einem Feriencamp der Wiener Kinderfreunde, einem Verein, der einkommensschwache Familien unterstützt. Wir spielten dort jeden Tag Tischtennis, und ich trug diesen einen grünen Pullover, den ich über alles mochte. Mein Vater hatte ihn mir gekauft, und ich wollte ihn gar nicht mehr ausziehen. Auf der Brust stand in großen Lettern das Wort »EVENT«. Ich verstand zwar nicht, was es bedeutete, doch ich fand es sehr, sehr cool. Als ich den vierten Tag in Folge im selben Pullover auftauchte, fragte mich ein Junge, ob ich denn keinen anderen Pullover hätte. Ich setzte gerade zu einer Erklärung an, da wurde ich von den Worten – »Wahrscheinlich habt ihr auch kein Geld« – unterbrochen. Ich war völlig von den Socken und verstand nicht, was er meinte. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass meine Familie arm sein könnte. Ich hatte ja alles, was ich brauchte.

Viele Dinge, die ich damals besaß, waren secondhand von Wohltätigkeitsorganisationen oder von Schulkollegen. Für mich war es das Paradies! Ich bekam so viele verschiedene Dinge geschenkt. Und jedes erzählte durch sein Vorleben eine eigene Geschichte. Die coolsten Sachen vererbte mir Michael Riedling, mein bester Freund. Er war zwar zwei Köpfe größer als ich – keine wirklich gute Voraussetzung für einen Kleidertausch –, wusste aber, was cool war (zumindest dachten wir das damals). Er war so ziemlich in allen Dingen einer der Besten. Er spielte ausgezeichnet Fußball, konnte super Schlittschuh fahren und war richtig gut in Deutsch. Alles Dinge, wo ich eine Niete war. Beim Basketball hatten wir jedoch immer jede Menge Spaß zusammen – dieser Sport ist bis heute meine größte Leidenschaft.

Ich muss wohl recht lustig in den viel zu großen Klamotten ausgesehen haben, und trotzdem fühlte ich mich total lässig und cool. Wie Michi eben.

Als ich zehn Jahre alt war, waren wir bereits dreizehn Mal umgezogen, aber erst bei der letzten Wohnung in dieser langen Reihe befand sich die Toilette nicht auf dem Hausflur. Kommt man als Flüchtling in ein Land, kann es schon sein, dass die ersten Wohnungen wie »Löcher« wirken – was sie auch sind. Und doch sind diese »Löcher« immer noch besser als nichts. Das Schöne war: Die Wohnungen wurden immer größer und der »Luxus« mehr. In diesem Fall bestand unser Luxus aus einer Toilette in der Wohnung. Bis dahin war eben der Gang auf den Hausflur unausweichlich, wenn ich mitten in der Nacht mal wieder »musste«.

Dass meine Familie – zu diesem Zeitpunkt waren wir bereits zu viert (mein Bruder Erfan wurde geboren, als ich fünf Jahre alt war) – immer noch in einem Zimmer zusammenwohnte und schlief, war für uns selbstverständlich und schweißte uns als Familie sehr stark zusammen.

Kurz bevor ich eingeschult wurde, schenkten mir meine Eltern zu meinem sechsten Geburtstag einen wunderschönen kleinen Schreibtisch mit einem Holzocker. Beides hatten wir dank der Caritas aus zweiter Hand erhalten. Ich liebte diese zwei Möbelstücke wie verrückt. Nun hatte ich zum ersten Mal meinen eigenen Platz, um zu schalten und zu walten. Bereits im Alter von sechs Jahren war mir dieser Ort wichtig – dass das Bedürfnis nach Selbständigkeit der rote Faden meines Lebens sein sollte, spürten meine Eltern schon damals.

Unsere Wohnsituation und die Art und Weise, wie ich neue Klamotten oder Spielzeuge bekam, waren für mich wunderbar – ich wusste nie, welches Abenteuer als Nächstes um die Ecke biegen würde. Und wie alle Kinder liebte ich es, Dinge zu entdecken.